

Prof. Dr. Dres. h.c. Christoph Marksches

PREDIGT ÜBER 1. KORINTER 13,9-12

im

Universitätsgottesdienst

in der St. Marienkirche, Berlin-Mitte

Erster Sonntag nach Trinitatis, 2.06.2013

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Wenn es um „Paradise now“ geht, liebe Gemeinde, wenn *jetzt* und *hier* und *heute* vom Paradies die Rede sein soll, dann verhalten sich selbst prominenteste Theologieprofessoren plötzlich wie schlechte Studierende in der Examensprüfung: Sie stottern. Und schweigen. Ein einziges Beispiel für viele: Die „kirchliche Dogmatik“ von *Karl Barth* umfasst rund 9000 Seiten in vierzehn Leinenbänden, aber eine ausgeführte Eschatologie fehlt in diesem Monumentalwerk, das Fragment blieb. Daher darf man, wenn man das mag, darüber grübeln, wie die Eschatologie der „Kirchlichen Dogmatik“ angesichts der Revisionen des späten Barth ausgefallen wäre. Barth selbst hat geschwiegen. Und viele andere schweigen auch.

Da geht uns allen also endlich einmal gleich, liebe Gemeinde, Dozierenden wie Studierenden, Prominenten wie weniger Bekannten, denen, die Schleiermacher folgen wie denen, die auf Barth schwören und allen anderen gleich mit dazu – wenn hier und heute und jetzt vom Paradies die Rede sein soll, dann stottern wir und schweigen. War ja eben auch noch keiner da. Also:

Die ganze Fakultät, ja die ganze Universität vereint im Nichtwissen, die Demütigen, die das ohnehin schon immer wussten, aber endlich auch einmal die Stolzen, die bislang meinten, sie hätten die Weisheit mit Löffeln gefressen.

Wenn wir soweit sind, liebe Gemeinde, dann haben wir vielleicht Ohren für den Predigttext des heutigen Sonntags, der geschrieben steht beim Apostel Paulus im dreizehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes:

Denn unser Wissen ist Stückwerk und unser prophetisches Reden ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind; als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war. Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich stückweise; dann aber werde ich erkennen, wie ich erkannt bin. Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

„Unser Wissen ist Stückwerk“ – mit diesem Satz, liebe Gemeinde, könnten wir uns wahrscheinlich alle ziemlich gut trösten. Dieser Satz ist gleichsam das Hohelied des methodischen Skeptizismus, der sich in der Wissenschaftstheorie aller Disziplinen an der Universität inzwischen längst durchgesetzt hat.

Allein: Wenn man genauer hinsieht, wird schnell deutlich, liebe Gemeinde, dass uns der Apostel Paulus mit diesem Text nicht gestattet, uns auf üblichen methodologischen Konventionen und sonst wie in unserem akademischen Alltag auszuruhen. Er provoziert uns nämlich vielmehr dazu, zunächst einmal unseren Kinderglauben abzulegen: „Als ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und dachte wie ein Kind und war klug wie ein Kind;

als ich aber ein Mann wurde, tat ich ab, was kindlich war“. Paulus provoziert uns dazu, zunächst einmal den Kinderglauben abzulegen – und wir wissen alle, liebe Gemeinde, aus eigener Erfahrung: Das ist verdammt schwer. Und wir wissen alle aus der Erfahrung theologischer Fakultäten: Das ist so schwer, das bringt durchaus nicht jeder und jede hin. Den Kinderglauben aufzugeben, schmerzt. Und es wäre viel bequemer, bei unserem Kinderglauben bleiben zu können. Von Ingeborg Bachmann stammt der treffliche Satz: „Wir schlafen ja, sind Schläfer, aus Furcht, uns und unsere Welt wahrnehmen zu müssen“. Woher kommt das unendliche Leid dieser Welt? Wieso trifft die Krankheit meinen eigenen Vater und nicht irgendeinen, der das verdient hätte? Wäre es nicht besser, im Kinderglauben zu schlafen und uns wie diese Welt nicht wahrnehmen zu müssen? Wer aber schläft, liebe Gemeinde, kann sich nicht vorwärts bewegen, der ist und die ist – wie Schleiermacher einmal in einem Brief an Henriette Herz sagt, „versteinert ... zum Bleiben“. Fein beobachtet, liebe Gemeinde: Wer im Kinderglauben bleibt, der kann uns in unseren bohrenden Fragen, im quälenden Leid nicht trösten, den und die empfinden wir als versteinert.

Aber noch provozierender als diese Aufforderung, den Kinderglauben zu verlassen, ist an unserem Predigttext, *wohin* der Aufbruch aus dem Kinderglauben nach Paulus führt. Er führt nämlich nicht zu einem gereiften „kritischen Glauben“, zu einer ausgeglichenen „Erwachsenen-Religiosität“ – und wie alle die ach so netten Formulierungen aus der systematischen Theologie und der Religionspsychologie lauten, die uns den Weg aus

dem Kinderglauben als annehmbar und erstrebenswert präsentieren wollen. Nein, liebe Gemeinde, der Weg aus dem Kinderglauben führt nach Paulus direkt vor die Wand. Der Weg aus dem Kinderglauben führt vor eine Wand, an der ein Spiegel hängt, freilich ein wenig brauchbarer Spiegel, ein Spiegel, der dunkel ist, der ein dunkles Bild zeigt. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild“.

Einen solchen Spiegel, in dem ich lediglich ein dunkles Bild sehe, kenne ich aus alten Schlössern und sie vermutlich auch, liebe Gemeinde. Spiegel, die blind geworden sind und in denen wir uns nicht genau sehen können, höchstens schemenhaft – alle die Details, die uns beim morgendlichen Blick in den Spiegel so dringend interessieren, sind darin nicht zu sehen. Bin ich gut rasiert? Stimmt das Makeup? Merkt man, wie lange die Nacht vorher ging? In den Spiegeln, die nur dunkle Bilder liefern, findet sich keine Antwort auf solche Fragen. Wir sehen die groben Umrisse, mehr sehen wir nicht.

Wie ist das Bild des Apostels vom dunklen Spiegel nun zu übertragen auf unser Erwachsenwerden im Glauben? Wenn wir unseren Kinderglauben und seine wunderschönen Bilder vom lieben Gott verlassen, liebe Gemeinde, wagen wir uns gleichsam aus dem sicheren Hafen auf das weite und bisweilen wilde Meer, auf das Meer, in dem Zweifel und Sicherheit so wechseln wie Sonnenschein und Sturm. Wir verlassen die religiösen Bilder und Vorstellungen unserer Kindheit, die Bilder vom lieben Gott und vom netten Jesus aus Nazareth und tauschen dafür lediglich Schemen, lediglich Umrisse ein. Wir haben, mit ande-

ren Worten, das Paradies unserer religiösen Kindheit verlassen, sind daraus vertrieben und in der harten, wenig paradiesischen Wirklichkeit dieser Welt angekommen, in der der Glaube sich immer vor dem Zweifel zu verantworten hat, dem der anderen wie dem eigenen.

Als ich ein Kind war, liebe Gemeinde, da wusste ich noch, was Paradies sein wird: Immer Ferien und nie mehr Schule, immer das feinste Essen und nie mehr Rindfleisch aus der Senatsreserve, immer nur freundliche Menschen und nicht die unfreundlichen Zeitgenossen aus der Realschule gegenüber. Heute, erwachsen geworden, sind die bunten Bilder der Kindheit verschwunden, zerstoßen, zerbrochen. Ich weiß nach so und soviel Semestern Studium der Theologie, dass Gottes Realität jenseits solcher naiven Bilder liegt und habe als Historiker nach so und so viel Semestern akademischer Lehre begriffen, dass alle Versuche, auf dieser Welt ein Paradies nach diesen naiven Vorstellungen zu gestalten, die Hölle zur Folge hatten – so hat das Karl Popper gesagt und dabei an die Millionen Toten gedacht, die beispielsweise der Versuch gekostet hat, das rückständige Zarenreich in ein Paradies der Arbeiter und Werktätigen umzuwandeln.

So betrachtet, verwandelt sich das Hohe Lied des Skeptizismus in eine ziemlich beunruhigende Predigt – aber, liebe Gemeinde, es hört ja Gott sei dank dort nicht auf, wo ich bisher zu zitieren aufgehört habe. Es folgt am Schluss dieser eine großartige Satz, der das scheinbare Hohe Lied des Skeptizismus zum Hohenlied der Liebe macht: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung,

Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen“. Auch wenn wir erwachsen geworden sind mit unseren Gefühlen, mit unserem Verstehen und mit unserem christlichen Glauben – es bleiben, sagt der Apostel, Glaube, Hoffnung und Liebe. Und das ist doch hoffentlich auch unsere gemeinsame Erfahrung, schon im ganz alltäglichen Leben: Obwohl ich weiß, dass soviel Liebe enttäuscht wird und zerbricht, war ich jedesmal wieder bis über beide Ohren verliebt. Und obwohl ich weiß, dass Hoffnung zuschanden wird, engagiere ich mich für eine Sache, weil ich so große Hoffnung habe, dass sie gelingt. Und rätselhafterweise finde ich trotz aller Zweifel auch Glauben in mir.

Glaube, Hoffnung, Liebe: Zu diesen drei finden wir nicht aus der Kraft unseres eigenen Verstandes, für deren Bleiben im Erwachsenenalter ist nicht unsere Rationalität verantwortlich. Die drei, Glaube, Hoffnung und Liebe, werden uns geschenkt und sie bleiben, weil sie uns geschenkt werden. Aus lauter Gnade, wie der Apostel sagt und die Reformatoren bekräftigt haben. Mit der Kraft unseres Verstandes kommen wir immer eine Note später und bedenken, was wir in uns vorfinden.

Und was sollen wir nun über das Paradies sagen, was über „Paradise now“, liebe Gemeinde? Der spätantike Theologe Augustinus hat im Unterschied zu vielen anderen Zunftgenossinnen und Zunftgenossen eine Eschatologie geschrieben und ist also nicht stumm geblieben wie Barth und viele andere. In seinen zweiundzwanzig Büchern vom Gottesstaat ist am Schluss vom Paradies die Rede und dem, was wir heute davon verantwortlicherweise sagen können. Augustinus legt dabei eben jenen

Text aus, über den ich auch gerade predigte, das Hohelied der Liebe des Apostels Paulus. In dieser Auslegung findet sich die höchst kluge Beobachtung, dass schon jetzt unser Glaube, der uns geschenkt ist, wirksamer ist als das, womit wir selbst ihn zu begründen versuchen: Geschichte ist ambivalent und taugt nicht als Gottesbeweis. Vernunftargumentation ist diskursiv und trägt nicht als Lebensfundament. Andere Menschen vermögen als Vorbilder zu dienen, aber befestigen keine Gewissheit. Aber, so sagt Augustinus, mit dem Glauben sind uns nun einmal in den biblischen Texten solche vorläufigen Bilder wie die vom Paradies geschenkt, die stückweise Erkenntnis ermöglichen. Und zum Glauben ist uns nun einmal als Ebenbildern Gottes der Verstand geschenkt, damit wir ihn für den Weg zu einem gereiften Erwachsenenglauben nutzen. Und zu all dem sind uns die Geschichte, diese ganze Welt und unsere Mitmenschen geschenkt, damit wir unter ihrem Zeugnis unseres Glaubens gewiss werden. Das klingt nun, liebe Gemeinde, nicht nach grauer Vorzeit. Von solchen Gedanken kann man auch noch nach hundert Jahren zehren.

Und weil ich das weiß, also weiß, dass unsere Bilder vorläufig sind, aber wir ohne solche vorläufigen Bilder nicht leben können, lächle ich milde, wenn ich vor scheinbar naiven Bildern des Paradieses in Kirchen oder Gemäldesammlungen stehe, beispielsweise in Florenz vor Fra Angelico oder in Danzig vor Hans Memling und wie die Maler alle heißen: Natürlich, dass wir alle dermal einst unendlich schön geworden in feinen Gewändern eine Treppe aus durchsichtigem Kristall hochschreiten, um Gott

von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ist ein Bild. Das wusste auch Hans Memling, als er das Bild malte. Ein interpretationsbedürftiges Bild. Aber, liebe Gemeinde, es ist ein interpretationsfähiges, gleichnisfähiges Bild, das wir nutzen dürfen, damit wir nicht sind wie die, die keine Hoffnung haben. Oder wie die, die nur stottern und schweigen. Ich glaube, darum rede ich. In Bildern. Vom Paradies. Jetzt. Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.